

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 1

Artikel: Armer Piccolo...
Autor: Widmer, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ARMER PICCOLO . . .

Erinnerungen von Julius Widmer

Illustriert von Fritz Traffelet

Ich war 16 Jahre alt, als sich meine Eltern ungern entschlossen, mich in die Lehre zu geben; ungern aus folgendem Grunde: Vater und Mutter betrieben mit mässigem Erfolg und noch weniger Freude ein kleineres Hotel in der Schweiz. Ich, ihr Einziger, hätte mich zu einem aussichtsreichern Beruf entschliessen sollen, wollte dies auch recht gern, fand aber einstweilen nur Reiten und Billardspielen, das ich während eines eben zurückgelegten Institutsjahres in der französischen Schweiz gelernt hatte, so recht nach meinem Geschmack, und liess im übrigen das Leben an mich herankommen, überzeugt, und auch meine oft deswegen bekümmerten Eltern damit tröstend, dass ich's schon einmal zu etwas bringen werde. Ich hatte ja noch soviel Zeit vor mir! So fügte ich mich denn auch mit fast fatalistischer Gleichgültig-

keit, als meine Eltern für gut fanden, mich des doch einmal vorhandenen, nicht aussichtslosen Geschäftes wegen, für alle Fälle im Hotelfach auszubilden, nicht ohne den ausgesprochenen Wunsch, es möchte mir während den verschiedenen Lehrperioden, die mich der Reihe nach zum tüchtigen Kellner, Koch, Kellermeister, Sekretär machen sollten, das Interesse für einen andern Beruf aufgehen. Also schlüpfte ich denn eines Morgens unter der tröstlichen Erwägung dass es ja doch schliesslich das Kleid des Gentlemans sei, in den neuen, noch etwas fürs Wachstum zugeschnittenen Frackanzug.

Damals gab es noch keine Hotelierschule, und man hatte sich denn auf Anraten eines Bekannten entschlossen, mich

dem Hotel Paulus in X, einer süddeutschen Stadt, anzuvertrauen, dessen Besitzer, Herr Paulus, als besonders tüchtiger Hotelier galt. Das Hotel enttäuschte mich etwas; denn der Herr Oberkellner, mein zu erstrebendes Vorbild, regierte nur über einen Zimmerkellner, meine Wenigkeit, und einigermassen über den ungefähr in meinem Alter stehenden, ebenfalls befrackten Sohn des Hauses. Herr Paulus selber war eine stattliche Erscheinung, mit gepflegtem weissem Bart und Händen. Seine Persönlichkeit wurde noch in etwas ungewöhnlicher Weise hervorgehoben durch einen weissen Zylinder und einen goldenen Zwicker an breitem, schwarzem Seidenband. Wenn er so unter dem Portal stand, mit freundlicher Würde dahin und dorthin grüssend, schien letzteres eigens als Rahmen für Herrn Paulus geschaffen zu sein. Seine Enehälfte, von ebenfalls repräsentativem Aeussern, war eine tüchtige Haus- und Geschäftsfrau; der Sohn, ein hochaufgeschossener Junge, daneben aber ein noch unbeschriebenes Blatt, sang den ganzen Tag ohne Rücksicht auf seine Umgebung mit Stentorstimme Gassenhauer wie: « Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion, Holzauktion, Holzauktion! » deren Melodien mir seither und wohl zeitlebens im Gedächtnis eingehämmert bleiben.

Nicht unerwähnt soll hier Fräulein Käthchen bleiben, denn wenn sie auch weder im Hotel wohnte, noch sich am Betrieb beteiligte, so brachte sie doch den längsten Teil des Tages daselbst zu. Sie war eine ältere Schwester Herrn Paulus', gutmütig, mager und altmodisch, und so ihrer energischen Schwägerin gleichfalls als Folie dienend. Ihre Beschäftigung bestand darin, sich über eine

Welt zu wundern, der sie nicht mehr zu folgen vermochte, und die geringste Begebenheit entlockte ihr ein fromm entsetztes « Jesses! — Jesses! »

Ich muss damals noch pausbäckiger, lockenköpfiger und überhaupt jünger ausgesehen haben, als mir selber bewusst und lieb war, denn sonst hätten mich die beiden adretten, blond und braun bezopften schwäbischen Kochfräuleins nicht in totaler Verkennung meiner Eignung « Posaunenengel » getauft. Als solcher lernte ich nun den Tisch nach den Regeln der Kunst decken, den Gästen die Stühle unters Gesäss rücken, mit zierlich gebogenem Arm die Platten präsentieren, Sektflaschen entkorken usw., und alles ging seinen geordneten Gang, bis mich eines Tages ein besonderer Anlass aus meiner Bedeutungslosigkeit heraus und jäh in den Vordergrund schob.

Eines Abends brachte uns der Schnellzug ein junges französisches Pärchen, wovon der Herr andern Tages allein nach Berlin weiter reiste, während die Dame seine Rückkehr bei uns abwarten sollte. War nun diese schon als Französin interessant, so war sie dazu nicht nur schick, sondern auch wirklich hübsch. So konnte es denn nicht ausbleiben, dass sich die Aufmerksamkeit sämtlicher Gäste, und der jüngern ganz besonders, der Vereinsamten zuwandte. Diese ihrerseits schien einem Flirt mit den Herren Teutonen nicht gerade abgeneigt zu sein, wenigstens duldeten sie, wenn sie nach den Mahlzeiten auf einem der Eckdiwane des Speisesaales Platz nahm, mit eher einladendem Lächeln, dass sich die Herren um sie scharten. Aber mochten sie der Herr Referendar, der Herr Assessor, die Herren Geschäftsreisenden, der Herr

Reserveleutnant und sogar der als bewährter Don Juan geltende Herr Baron auch wie ein Schwarm aufgeplusterter, girrender Täuberiche umkreisen, so scheiterte doch alles an dem Umstand, dass Madame Y. kein Wort deutsch und die andern nicht viel mehr Französisch verstanden. Das war natürlich höchst fatal, denn was tut man mit dem vollen Herzen, wenn der Mund nicht übergehen kann? — Donnerwetter nochmal!

In dieser Not, der zu steuern sich weder die Herren Paulus sen. noch jun. oder ihr Oberkellner oder sonst jemand gewachsen zeigten, stellte ich den Parteien meine jungen Sprachkenntnisse zur Verfügung, und damit begann für mich eine sehr willkommene Abwechslung in meinem Tagesprogramm. Denn abgesehen davon, dass beim Abdecken des Tisches nun der Oberkellner an meine Stelle trat, während ich, neben Madame Y. auf dem Kanapee sitzend, mit Worten spielte, die weder er noch die dem Cercle etwa beiwohnende Prinzipalschaft verstanden, hatte ich meine helle Freude an der feinen, gewandten Art der Französin, allzu draufgängerische Verehrer in Schranken zu halten. « Jesses! Jesses! » hörte ich dabei etwa die Stimme Fräulein Käthchens. « Jesses! Der Bub! » Leider machte ein Telegramm des Gatten, mit dem er seine Frau nach Berlin rief, dem Idyll ein für alle Beteiligten viel zu frühes Ende.

Unsere Weinkarte enthielt, wie es sich für ein Hotel von Rang geziemt, nur Flaschenweine. Da man keinen Küfer beschäftigte, besorgten wir das Abfüllen der Flaschen selber, wenigstens was die kurrenten Weine anbetraf. Da geschah es denn, dass wir eines Morgens den Keller

unter Wasser fanden. Offenbar hatte sich die Katastrophe nicht voraussehen lassen, und eine Katastrophe war's insofern, als die Etiketten von den meisten Flaschen weggespült waren, so dass sich ihr Inhalt nicht mehr mit Sicherheit erkennen liess. Der Keller war nämlich der Hochwassergefahr wegen nicht tief und daher im Sommer warm. Während der heißen Jahreszeit wurden dann die Flaschen direkt auf den Boden ausgebreitet, um sie möglichst kühl zu halten. Nur die ganz feinen Sorten, die in Originalkisten bezogen und in ihnen gelagert wurden, machten eine Ausnahme. Wir halfen uns aber aus der Verlegenheit, indem wir die andern stark aufs Geratewohl einfach nach Flaschenform und Farbe neu etiketierten. Das war verblüffend einfach; wir hatten dabei aber offenbar eine glückliche Hand, denn nicht einer unserer Gäste stutzte nachher, wenn er eine dieser Flaschen vorgesetzt erhielt, und ich hätte mir die Beklemmung schenken können, mit der ich ihr Mienenspiel beobachtete. Seither bin ich etwas pessimistisch geblieben in bezug auf Weinzungen.

Ganz im stillen hatte ich mich, dem Beispiel meiner Umgebung folgend, in der möglichst genauen Nachahmung des norddeutschen Dialektes geübt, denn so recht berlinerisch reden zu können, war das Ziel fast eines jeden und galt als der Gipfel des Schneids. Als ich mich sicher genug fühlte, beschloss ich, es auf eine Probe ankommen zu lassen. Zwei fremde Herren, ein älterer und ein jüngerer, die eines Nachmittags vorsprachen, als ich gerade allein im Speisesaal war, schienen mir, als angehendem Hotelier und Menschenkenner, geeignete Objekte zu sein. Also, nurforsch ins Zeug! Schon

nach den ersten Worten wurden die beiden aufmerksam, und der jüngere wollte wissen, woher ich sei. « Na, von Bealine Kaisastrasse Numma funfe. »

Nun wusste ich zwar nicht, ob es in Berlin eine Kaiserstrasse überhaupt gebe, hielt es aber für selbstverständlich. Jedoch den Herren schien sie nicht sehr bekannt zu sein, denn sie blickten sich einen Moment unsicher an, worauf der jüngere wieder fragte, wo denn die sei: « Die Kaisastrasse — die kennen Sie nich! Aba, man so wat! die jeht doch von det eene Ende zum andan langk. » Verdutzt und belustigt sahen mich die beiden an, als eben der Oberkellner eintrat. Der stutzte, machte einen hastigen, etwas verlegenen Bückling und verschwand fast

fluchtartig in der Richtung des Bureaus. Ich war gerade im Begriff, mich über dessen missglückte Verbeugung zu freuen, als, höchste Devotion in Haltung und Blick, Herr Paulus selber erschien — und ich hörte gerade noch das Wort « Hoheit » und etwas von « grosser Ehre », als mich der ihm folgende Oberkellner ins Office dirigierte, wo ich bleiben sollte. Nach einer Weile hörte ich von hinter der Türe die Hoheit — es war der jüngere von beiden — fragen: « Sagen Sie doch, wie kommen Sie denn zu dem ulkigen, kleinen Berliner? » — Dann die Stimme meines Prinzipals: « Hoheit verzeihen — aber ich — ich verstehe wohl nicht recht — ich — habe nämlich keinen Berliner. » — « Aber ja doch! —



„Sie schien ihrerseits einem Flirt mit den Herren Teutonen nicht abgeneigt . . .“

Den Piccolo meine ich, der uns eben bedient hat.» — «Ach der! — Aber, Hoheit, das ist ja kein Berliner — das ist ja ein Schweizer!» — «War aber in Berlin, wie?» — «I, woher, Hoheit! Der ist noch keinen Schritt weiter gekommen als bis hierher.» — Hierauf hoheitliches Lachen, vorsichtig sekundiert vom Prinzipal. Dann wurde die Unterhaltung lebhafter, und ich verstund nur noch das Wort «funfe», als mich der Oberkellner mit nicht weniger Entrüstung von meinem Lauscherposten wegschickte, als würden da drin Staatsgeheimnisse verhandelt.

Nachdem sich etwas später die Hoheit und ihr Begleiter huldvoll — so stund es andern Tags im städtischen Moniteur — verabschiedet hatten, nahm mich Herr Paulus, noch ganz rot vor Erregung, am Ärmel und führte mich ins Bureau: «Also, Kerl, infamer! — Weissst du, wen du vorhin bedient hast?» «Nn — ein —» «So, nicht?» — Also Prinz W. war's, dass du's weisst — du Lausbub! — Und du hast dich ihm gegenüber als Berliner aufgespielt — und ihm gleich noch deine Adresse angegeben! — Da hört denn doch schon alles auf! — Und «funfe»! — hast du wirklich «funfe» gesagt? — Du Lausbub, du elendiger!» — Da aber konnte er das Lachen nicht mehr zurückhalten, brach daher seinen Sermon ab und liess mich stehen, um die Sache weiter zu erzählen. Aus dem Stübchen hinterm Bureau aber tönte es: «Jesses! — Jesses!» — Dieser Begebenheit verdankte ich, dass man mich von da an nicht mehr «Posaunenengel», sondern «Nr. 5» nannte und mir allerlei zuzutrauen begann. — Und dieses Zutrauen zu rechtfertigen, sollte sich mir bald Gelegenheit bieten.

Wieder logierte auf ein paar Wochen eine junge Dame bei uns, diesmal ein deutsches Fräulein, nicht viel älter als ich, mit seiner Mutter. Ach! Ich sehe sie noch vor mir, mit ihrem üppigen Blondhaar, das ihr in seidig glänzenden Wellen über Nacken und Rücken floss; ihren blauen Augen und der leichten Verlegenheit, mit der sie meine bewundernden Blicke ertrug. Nie zuvor hatte ich mich so sorgfältig gekämmt, des Morgens meine Schuhe so glänzend gebürstet und die auf meinem Frack immer zahlreicher auftretenden Fettflecken so energisch bekämpft, dass mich des Vormittags immer eine leichte Benzinwolke umgab. — Ich war glücklich, den beiden Damen des

Morgens die Tür zum Frühstückszimmer weit öffnen, sie zu ihrem Tische begleiten, dort die Stühle für sie rücken und sie schliesslich fragen zu dürfen: «Frühstück gefällig, meine Damen? Vielleicht Schokolade?» —

Nun lebten wir damals noch in der Zeit der bald vergessenen «table d'hôte». Der Tisch, an dem sich mit wenigen Ausnahmen alle Gäste des Hauses zu den Hauptmahlzeiten zusammenfanden, nahm fast die ganze Länge des Speisesaales ein. Das war damals überall so, aber bei uns erhielt diese Einrichtung noch ihren besonders patriarchalischen Stempel dadurch, dass sich Herr Paulus in wörtlicher Auslegung der Bezeichnung «table d'hôte», als Wirt den Ehrenplatz am obern Ende der Tafel reserviert hielt. — Da sass denn der alte Herr regelmässig in der Mitte seiner Gäste, ein angenehmer Gesellschafter und aufmerksamer Wirt zugleich, dem keine Unterlassungssünde seines Personals so leicht entging, und wenn es Leute gab, die ihm nachsagten, dass seine Aufmerksamkeit weniger dem Service als dem Appetit seiner Gäste gelte, so waren das böse Zungen, auf die man nicht hören soll.

An diesem Tische hatten auch Fräulein M. und ihre Mutter ihre Plätze. Unnötig, zu sagen, dass ich ihnen neunzig Prozent meiner Aufmerksamkeit zuwandte. Aber die Möglichkeit zu besondern Dienstleistungen war durch die Verhältnisse beschränkt, und wenn ich dem Fräulein die Platte noch so bequem reichte, dafür sorgend, dass die besten Stücke ihr zunächst lagen, so musste ich's doch mit ohnmächtigem Grimme geschehen lassen, wenn ihr vorher ein anderer das allerschönste davon wegschnappte. — Ich fand dann die Menschen gemein — nicht viel besser als die Pferde am Futtertrog, wenn man ihnen den Hafer aufschüttet. — In dieser Verlegenheit kam ich schliesslich auf einen fast heroischen Gedanken: Im Büfett stand nämlich ein von einem Gaste vergessenes Maggi-Fläschchen; Maggi's Würze war damals in Deutschland noch wenig bekannt, mir aber von zu Hause wohlvertraut.

Beim nächsten Diner nun nahm ich das Fläschchen unbemerkt vom Oberkellner an mich, und wie ich vor Fräulein M. den vollen Suppenteller hinstellte, liess ich mit einem allerdings etwas zaghaft klingenden «Etwas Maggi gefällig?» ohne weiteres

einige Tropfen hineinfallen. — Im gleichen Moment liess mich aber ein Kichern in der Nähe aufsehen. — Es kam vom Assessor B., der dem Fräulein gegenüber sass, und teilte sich rasch seiner Umgebung mit. Fräulein M. beugte ihr errötendes Köpfchen über ihren Teller, in dem sie eifrig zu rühren begann. — Herr Paulus sah einstweilen nur verwundert auf, während Frau M.'s Kopf mit einem mehr empört als interessiert klingenden: « Was ist denn das? » nach mir herumfuhr. Nun, sagte ich mir, angesichts der schlimmen Wendung, die die Sache zu nehmen begann, gilt's Ruhe. — Ich antwortete also der Dame mit dem gewinnendsten Lächeln, dessen ich fähig war: « Ein vorzügliches Verbesserungsmittel für fade Suppen, gnädige Frau. Darf ich? » Und ohne ihre Einwilligung abzuwarten, liess ich ihr ebenfalls einige Tropfen aus meinem Fläschchen in ihren Teller träufeln. « Ausgezeichnet! » höhnte da die Stimme des Assessors — fade Suppen! — Hören Sie, Herr Paulus? » — Ich vernahm dann das gezwungene Lächeln meines Prinzipals, wagte aber nicht, hinzusehen, und fuhr, um der Sache wenigstens soviel wie möglich das Persönliche zu nehmen, fort, auch den übrigen etwas Maggi in die Suppe zu träufeln, bis ich bei den bereits leeren Tellern ankam. Nun aber fühlte ich die durchbohrenden Blicke meines Prinzipals bis ins Herz hinein, und so floh ich, gefolgt vom ganz konsternierten Oberkellner, ins Office! Was sich dort und etwas später auf dem Bureau abspielte, sei mit dem Mantel des Vergessens bedeckt. — Allerdings durfte Maggi's Würze seither nie mehr auf dem Tische fehlen, was ich als Genugtuung buchen konnte, wenn ich Lust dazu hatte.

Zu den Stammgästen des Hotels gehörte auch ein Schweizer, ein Herr Z. aus Z., ein jovialer, alter Junggeselle, der es sich mit seinem in Amerika erworbenen Vermögen wohl sein liess; warum gerade hier, habe ich nie erfahren. Wahrscheinlich stand eine alte Herzensangelegenheit damit im Spiele. Schade, dass ihm das Geld gar so lose im Beutel sass; so hatte er das Bedürfnis, mindestens dreimal in der Woche ein kleines Champagnergelage mit seinen Freunden, an denen es ihm natürlich nie fehlte, zu veranstalten, das mich dann oft bis zwei Uhr nachts im Dienste hielt, wonach ich um fünf Uhr morgens wieder aufzustehen hatte. Diesem Herrn, der mir seine Zuneigung schon öfters bewiesen hatte, ging meine

Niederlage so zu Herzen, dass er mir sein neues, vielbewundertes Taschenmesser schenkte. — Leider gingen dem lieben Mann etwa zwei Jahre später die Mittel aus; da setzte er, nachdem er das letzte gebratene Hühnchen mit der letzten Flasche « Ruinard père et fils » (ruiniert Vater und Sohn, lautete seine Uebersetzung) — begossen hatte, mit einer Kugel den Schlusspunkt hinter seinen Lebenslauf.

Ein Philosoph, ich glaube es war Paul Vehling, schrieb, es sei gut, dass sich der Gast im allgemeinen nicht darum bekümmere, was hinter der gestärkten Hemdenbrust seines Ganymeds vorgeht, denn wäre es anders: Der Bissen würde ihm oft im Halse stecken bleiben, angesichts des Abgrundes von kalter Verachtung und Hass, der ihm daraus entgegengähnte, während der Mann mit der lächelnden Maske seine Befehle entgegennimmt und ausführt. Zur Zeit, aus der ich erzähle, wusste ich noch nicht viel hiervon, denn mein eigenes Herz schlug noch vertrauend einem jeden entgegen, der etwa ein gutes Wort oder auch nur einen freundlichen Blick für mich übrig hatte. Dies war nun von Seite Assessor B.'s von Anfang an nie der Fall gewesen, hingegen hatte er's mit seiner schnodderigen Art, mich zu behandeln, schliesslich so weit gebracht, dass ich eines Tages sein Trinkgeld zurückwies. Die Folge war eine Beschwerde beim Prinzipal, die mich aber nicht gefügiger machte, dafür aber meine Abneigung gegen ihn noch vertiefte. Diese wuchs natürlich noch mehr, als er begann, Fräulein M. in einer, wie mir schien, höchst anmassenden Weise den Hof zu machen, und erreichte schliesslich ihren Höhepunkt von dem Moment an, als er durch sein boshaftes Kichern an jenem Diner mir solche Verlegenheiten bereitet hatte. Seither konnte ich sein rotes, aufgedunsenes Gesicht mit der breiten Narbe quer über die linke Seite nicht mehr sehen, ohne ihn im stillen « gemeiner Kerl » zu schimpfen, womit ich mich aber begnügen musste, denn sonst hatte ich ihn mit der gleichen Zuvorkommenheit zu bedienen, wie jeden andern Gast, und daran liess ich's nicht fehlen. So führten wir denn beide einen stillen, aber nichtsdestoweniger harten Kampf gegeneinander, in dem mein Gegner die stärkere Position einnahm — da war nichts zu machen, denn fordern konnte ich ihn einmal nicht. So stand die Sache zwischen uns, bis zu einem schönen Pfingstmontag.

Mein Schlafzimmer lag unterm Dache des vierstöckigen Gebäudes, gerade da, wo die Haupttreppe in den Dachstock ausmündete. Nicht weit davon war der Schacht, in dem sich die Servicetreppe in einer einzigen Spirale von unten nach oben wand. Ueber der Haupttreppe war die Decke schief und niedrig, und ihr Verputz löste sich mehr und mehr, so dass bereits grosse Stücke davon fehlten. Aber da man's von unten nicht gewahrte, wurde der Schaden nicht behoben. Wenn man von oben durch den Treppenschacht hinunter sah, fiel der Blick auf einen kleinen quadratischen Platz, dessen Mitte ein Stern aus kleinen, schwarzen Zementplättchen zierte. Rings herum standen ein paar Stühle und Blattpflanzen, und das Ganze konnte so für eine Art Miniatur-Vestibule gelten. Ich hatte anfänglich etwa im Vorübergehen rein spielerisch ein kleines Stückchen des losen Verputzes hinunter fallen lassen, und dabei versucht, den Stern zu treffen, und war dann, ermutigt vom Erfolg, dazu übergegangen, etwa auf den Stühlen sitzenden Damen Prisen feiner Körnchen desselben Materials auf die Frisuren zu senden, und wenn sie dann etwa ihren Weg von dort in den Halsausschnitt fanden, so beeinträchtigte dies mein Vergnügen keineswegs.

An jenem denkwürdigen Pfingstmontag nun — der Herr Assessor war im schwarzen Gehrock mit Zylinder und Glacés erschienen, sich blühend vor Selbstbewusstsein — begab ich mich nach meinem Zimmer zum Umkleiden, denn ich hatte einen freien Nachmittag. Eben oben bei der Haupttreppe angelangt, vernahm ich von unten herauf seine Stimme, und, hinunterblickend, sah ich gerade auf das glänzende Rund seines Zylinders. Kein Zweifel, er war's — und etwa ein Meter vor ihm Fräulein M. Er nahm genau den Platz auf dem Stern ein und war gerade im Begriff, in wohleinstudierter Pose seine Glacés anzuziehen. — Oh! — und vor mir hing ein tellergrosses Pflasterstück, nur noch lose mit den Latten verbunden, gerade über der Mitte. Es konnte jeden Tag herunterfallen, warum nicht jetzt? Da! Ein Griff — und hinunter fährt's — ein dumpfer Aufschlag, gefolgt von einem erstickten Fluch und einem weiblichen Aufschrei, dann wütendes Getrampel. Im nächsten Augenblick war ich an der Servicetreppe, warf mich bäuchlings auf die Rampe und sauste mit Eilzugsgeschwindigkeit die vier Stockwerke hinunter. Dort,

auf dem beschriebenen Platze, bot sich mir ein Bild, das ich nie vergessen werde. Sein Zylinder war dem Herrn Assessor bis zum Kinn angetrieben, und es dauerte einige Zeit, bis ihn die vereinten Kräfte des Portiers und des Zimmerkellners nicht schmerzlos von ihm befreit hatten. Da stand er nun, geknickt und aller Würde bar, seine geschwollenen Ohren und die blutende Nase mit dem Taschentuch betupfend, vor sich den lachenden Ring seiner Bekannten, und darunter, als eine der Ausgelassensten, Fräulein M. Nur ein einziges Stimmchen seufzte: «Jesses! Jesses!»

Andern Tags wurde die Decke repariert. Was sich aber nicht wieder gutmachen liess, war die Havarie, die der Herr Assessor in den Augen Fräulein M.'s erlitten hatte. Nun waren wir quitt, der Herr Assessor und ich. Schade eigentlich, dass er nicht ahnte, wem er sein Missgeschick zu verdanken hatte, denn mein sofortiges Erscheinen an der Unfallstelle konnte natürlich keinen Verdacht aufkommen lassen. Sagen konnte ich's ihm nicht, das wäre zu riskiert gewesen, abgesehen davon, dass Herr Paulus, auch wenn er mich wohl mochte, schliesslich doch einen Kellner nicht hätte behalten können, der ihm missliebigen Gästen die Zylinder antrieb. So schwieg ich und ertrug weiter die Schikanen meines Feindes, die angesichts meines lachenden Gleichmutes nicht geringer wurden, bis mein Jahr um war.

Damit schliessen eigentlich die Erlebnisse aus meiner Kellnerlehrzeit, und ich könnte meine Feder aufatmend niederlegen, wenn nicht ein Erlebnis, das ich viele Jahre später hatte, quasi dazu gehörte. Ich hatte mich inzwischen wirklich einem andern Berufe zugewandt, als mich eines Tages die Lust ankam, das Städtchen X mit seinen alten Türmen und das Hotel Paulus wieder zu sehen. Ich fand letzteres noch ziemlich unverändert. Nur unterm Portal stand ein Stuhl, der früher nicht da war; offenbar ertrug Herr Paulus das lange Stehen nicht mehr. Ich traf ihn auf dem Bureau, ein immer noch stattlicher Greis. Aber an der Wand, wo früher der langhaarige, weisse Zylinder gehangen hatte, hing ein schwarzer Kocks — das kam mir vor wie eine Waffenstreckung. Seine Gattin war nicht mehr, an ihrer Stelle waltete eine stille, bescheidene Sohnsfrau. Der Sohn selber war bei einer Bergtour verunglückt. Aber im Stübchen hinter dem Bureau sass noch immer Fräulein Käthchen: «Jesses! Jesses!»

Ja, Sie sind es, der Julius! — der Schweizer! — die Nummer 5! — Ob ich mich noch erinnere? Freilich, freilich, aber es ist schon lange her. Lassen Sie mich mal nachdenken! Der Herr Assessor B.? Der ist schon lange fort — versetzt — ich weiss nicht wohin. Ach, erinnern Sie sich noch der Geschichte mit dem Hut — der arme Assessor! — Jesses!»

Andern Tags reiste ich weiter. Gegen Abend stoppte ich mein Auto vor dem Zollbureau eines kleinen deutschen Grenzortes, um mein Tryptik abstempeln zu lassen. Schon von aussen hörte ich eine keifende Frauenstimme. Als ich eintrat, sassen hinter ihren Pulten zwei ältere Beamte, geduldig und gottergeben einem hochgewachsenen Weibe zuhörend, wie sie mit ihren knochigen Händen auf den Tisch klopfte: «Ich verlange nichts anderes, als abgefertigt zu werden — hören Sie, ich habe ein Recht dazu — jawohl!» «Aber, liebe Frau Amtsrichter...» «Ich bin nicht ihre liebe Frau Amtsrichter!» «Also, entschuldigen Sie, Frau Amtsrichter, ich sagte Ihnen doch bereits...» «Sie haben mir nichts zu sagen, gar nichts! Verstehen Sie mich! Sie haben mich nur abzufertigen, das ist Ihre Pflicht, dazu sind Sie da und bezahlt. Statt dessen halten Sie mich ganz unnötigerweise auf. Aber ich werde mich beschweren, hören Sie! Passen Sie mal auf! Das hat ja keine Art, wie man hier behandelt wird! Man weiss doch schliesslich, wen man vor sich hat! — Mein Gott! Nein, so was!»

Einer der Beamten hatte mir inzwischen die Papiere abgestempelt, und ich wollte eben gehen, als ein Herr eintrat: «Ach, da bist du ja, Gretchen! Ich suchte dich — kann ich dir behilflich sein?» Die Stimme kam mir bekannt vor. Ich sah den Mann näher an: Richtig, er war's! Die Narbe, alles stimmte. Nun war's nicht mehr der forsche Herr Assessor von damals. Ein müder, vorzeitig gealterter Mann stand vor mir. Er liess sich von den Beamten unter heftiger Gegenrede seiner Eehälfte erklären, um was es sich handelte. Die Frau hatte in der nahen Schweiz ein Geheimmittel gekauft, das nach der Aussage des Händlers hätte zollfrei in Deutschland eingeführt werden können, was aber nicht richtig war. Der Beamte wies an Hand einer Tabelle nach, dass er gezwungen sei, auf das Einfuhrprodukt eine Zollsteuer von 7 Pfennigen zu erheben. Der Herr Amtsrichter, der dies einsah, wollte den Betrag entrichten, aber da kam er bei seiner Frau schön an: «Nein, Mann! Das gibt's nicht! Keinesfalls! Keinesfalls! Lieber trage ich das Fläschchen wieder zurück, wo ich's hergebracht habe, und laufe mir dabei ein paar Sohlen kaputt! Das hat man von seiner Gutmütigkeit!»

Ich ging. — Mein armer Assessor, das hätten Sie sich damals auch nicht träumen lassen! — Unerkannt bestieg ich meinen Wagen. Ein Druck auf den Anlasser, und die letzte, mit meiner Kellnerzeit zusammenhängende Episode lag hinter mir.

